

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 16 (2009)
Heft: 178

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE KONKURRENZ LIEST MIT

In Konstanz mischt eine linke Online-Zeitung die konservative Medienlandschaft am nordwestlichen Seeufer auf und fördert ungeahntes Strandgut zu Tage. von Michel Kolb

«Seemoz» – der Name steht für ein linkes Konstanzer Internetmagazin, das seit dem 1. Mai 2007 online ist. Kritisch – widerborstig – informativ, diese Leit-motive hat sich «Seemoz» auf das virtuelle Banner geschrieben. Der Bodensee ist genauso titelgebend wie die Abkürzung für Monatszeitung, kurz «Moz». Letzteres ist allerdings nicht wörtlich zu nehmen. Das Kürzel ist ein Relikt aus den Anfängen, als die Initianten noch mit einer gedruckten Ausgabe liebäugelten. Bei der nun etablierten Veröffentlichungsform im Netz erscheinen nicht monatlich, sondern beinahe täglich neue Artikel.

Die Seitenzugriffe aus der Schweiz beschränken sich bisher auf circa acht Prozent, wobei durchaus Steigerungspotential vorhanden ist. Zum einen gelangen aus dem Pressebüro von Ralph Hug regelmässig Artikel aus dem Raum St.Gallen in die «Seemoz», zum Beispiel die Artikel «Späte Rehabilitation Schweizer Spanienkämpfer» oder «Oh, diese armen Nazis ...», welcher die umstrittene Ausstellung «Kälte, Hunger, Heimweg» im Historischen Museum kritisch beleuchtet (siehe auch Saiten 03/2009, Anm. Red.). Zum anderen sind viele der abgehandelten Themen beidseits der Grenze relevant. Denn obschon die Konstanzer Lokalpolitik ein Steckenpferd des Magazins ist, findet sich in den dreizehn Rubriken so manch Lesenswertes, das keinen direkten Bezug zur süd-deutschen Universitätsstadt hat: Nachrichten auf regionaler und internationaler Ebene, Buch- und Ausstellungsrezensionen, Veranstaltungshinweise. Unter dem Titel «Zahlen, gehen und nicht wiederkommen» findet sich eine unterhaltsame Mixtur aus Kolumne und Gastkritik, die mit Kritik zwar nicht spart, aber dennoch höflich den Namen des Wirts wie auch des Restaurants verschweigt. Was, wenn auch nicht die Kolumne, so doch zumindest die Gastkritik leider sinnentleert. Und unter dem Rubrikittel «Muskelspiele» hat auch der Sport einen Platz bekommen, wo sonst «Unerhörtes» abgehandelt wird. Schwule Fussballer zum Beispiel.

Gegen unreflektierten Journalismus

Die «Seemoz» ist lesefreundlich gestaltet, die Seitenwerbung bleibt stets am Rand und stört den Lesefluss nicht. Mühsam in den Text springende Fenster gibt es keine. Die Orientierung allerdings ist gewöhnungsbedürftig. Auf der Startseite sind die Artikel nach Erscheinungsdatum geordnet, was für regel-

mässige Besucher Sinn macht – man sieht schnell, was neu dazu gekommen ist. Sucht man hingegen etwas Bestimmtes, kommen einem die Ressorttitel nicht eben entgegen. Während «Ökomix» und «Doppelklick» noch einigermaßen selbsterklärend sind, bleiben «Moment mal!», «Mozarella» sowie «Schräg und Schräll» eher kryptisch. Der Veranstaltungskalender bietet dem Kulturinteressierten einen Einblick in die Layoutvorlieben längst vergangener, aufrührerischer Tage: Das linke Internetmagazin kennt «den Link» zu den einzelnen Veranstaltungen leider nicht. Doch wir wollen auf diesen Mankos nicht herumreiten, für die Gestaltung der

«Wir wehren uns mit der Plattform gegen einen unreflektierten Journalismus, der blindlings überzogene Kapitalinteressen von Politik und Wirtschaft alimentiert und nicht weiter denkt.»

Seite ist nur gerade ein Mann zuständig – in seiner Freizeit. Ausserdem fördert ja gerade das Mäandern innerhalb des Portals ungeahntes Strandgut zutage.

Eine wesentliche Triebfeder für die Initiation des Internetmagazins war und ist das konservative Monopolblatt am nordwestlichen Seeufer, der «Südkurier». «Wir wehren uns mit der Plattform gegen einen unreflektierten Journalismus, der blindlings überzogene Kapitalinteressen von Politik und Wirtschaft alimentiert und nicht weiter denkt, zum Beispiel daran, dass man in der Stadt dringend in den sozialen Wohnungsbau investieren sollte», sagt Holger Reile, einer der drei Betreiber der «Seemoz». «Die steigenden Zugriffe zeigen, dass «Seemoz» für viele unverzichtbar geworden ist, da es als einziges Medium im Raum Konstanz eine echte Alternative zum sogenannten Mainstream bietet.» Beachtliche 15'000 Leserinnen und Leser werden im Monat verzeichnet, wobei nur gezählt wird, wer mindestens

eine halbe Minute bei einem Text verweilt. «Erst dann kann man überhaupt von einem Leser sprechen», sagt Reile in Anspielung auf andere Internetseiten, die alleine das blosses Anklicken registrieren.

Konstantin Wecker im «s'Beese Miggle»

Mit der Bannerwerbung am Seitenrand kann das «Seemoz»-Trio knapp die Spesen für die Recherchen und die Servermiete finanzieren. Die Betreiber arbeiten ohne Honorar, genauso wie die Gastautoren. Aus ökonomischen Gründen wird das Medium auch zukünftig nur im Internet erscheinen. Der Vorteil davon liegt für Holger Reile in der Reaktionszeit, mit der ein Webmedium auf ein Ereignis reagieren kann. Obschon «Seemoz» primär auf Qualität und nicht auf Geschwindigkeit aus ist, freut er sich dennoch, dass man bei einigen Ereignissen schneller reagiert hat als die übermächtige Konkurrenz.

Ausserdem bietet diese Form der Veröffentlichung im Gegensatz zu einem gedruckten Medium die Möglichkeit, die Zugriffe zu registrieren. Amüsiert verfolgen die Publizisten, dass ihre Seite viel von der Konkurrenz angeklickt wird. Namentlich die Damen und Herren des «Südkuriers» oder der «Schwäbischen Zeitung» seien öfters zu Besuch, obwohl letztere ihren Redaktoren den Zugriff auf www.seemoz.eu auch schon verboten hätten, erzählt Holger Reile. Die Ränkespiele, die er nun mit der kommerziellen Presse wieder erlebt, erinnern ihn an seine ersten Jahre im spießigen Konstanz der siebziger Jahre: «Es gab in der Stadt damals nur Weinkneipen, und man wurde nur schon der langen Haare wegen schräg angeschaut. Also gründeten wir «s'Beese Miggle», das erste Lokal, das anders war». In der stets gut gefüllten Kneipe traf sich die linke Szene. Auch Konstantin Wecker oder der 2003 im Amt ermordete serbische Ministerpräsident Zoran Djindjic, der damals in Konstanz Philosophie studierte, seien zu Gast gewesen.

Das Schwein zur Sau gemacht

Zum Schreiben kam Holger Reile, der ursprünglich aus Bayern stammt, als er mit zwölf weiteren Leuten (darunter der heutige «Woz»-Auslandkorrespondent Pit Wuhler) das legendäre Magazin «Nebelhorn» ins Leben rief. Das Blatt erschien in einer Auflage von bis zu 2000 Exemplaren in den späten siebziger und den frühen achtziger Jahren. Es berichtete, ebenso wie

«Seemoz», über lokale und kommunale Geschehnisse und Nachrichten, die von der bürgerlichen Presse verschwiegen wurden. Von 1985 bis 1991 erschien das «Neue Nebelhorn», in dieser zweiten Phase jedoch ohne die Mitarbeit von Holger Reile. Zurzeit arbeitet der freie Journalist an einem Dokumentarfilm über Esel, die ältesten Nutztier Europas, wie er sagt. Mit «dummer Esel» gebe man dem schlaun Tier ein völlig verkehrtes Attribut. Er schiebt nach: «Wir waren es, die das Schwein zur Sau gemacht haben.»

Auf «altlinken» Schultern

Immer wieder versucht Holger Reile, Studierende für die Mitarbeit an der «Seemoz» zu gewinnen, doch

diese stünden unter einem grösseren Druck als früher und seien leider kaum für regelmässige Beiträge zu begeistern. Und so gilt noch immer, was Pit Wuhrer (auch er schreibt gelegentlich für die Internetzeitung) vor einem knappen Jahr in der «Woz» schrieb: «Das Konzept einer regionalen Gegenöffentlichkeit, das vor zwei Jahrzehnten Projekte wie das «Nebelhorn» beflügelt hatte und damals auch viele Studis mitriss, interessiert heute nicht mehr. Und so fehlen dem Onlinemagazin die Freiwilligen.»

Aus diesem Grund lastet das «Seemoz»-Projekt nach wie vor auf altlinken Schultern, auch wenn Holger Reile diesen Stempel wahrscheinlich relativieren würde. Er selbst stellt jedem Begriff, welcher nur in Ansätzen auf eine «Schubblade» hindeutet, ein

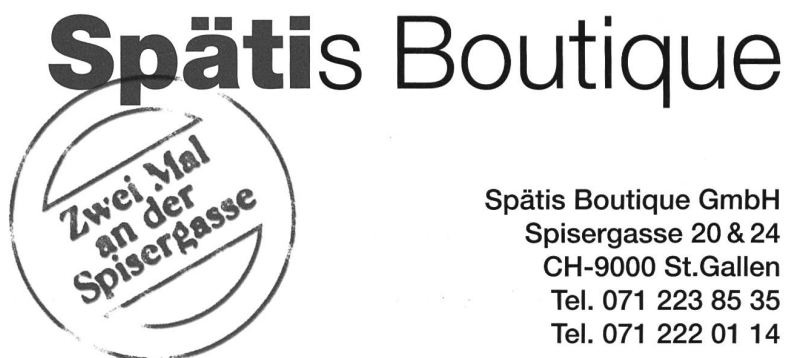
«sogenannt» davor. Es ist dem Beziehungsnetz der Macher zu verdanken, dass Journalisten wie Wolfgang Storz, ehemaliger Chefredaktor der Frankfurter Rundschau, oder Dieter Sauter, ehemaliger Korrespondent des ARD, unentgeltlich für die Plattform schreiben. Solch renommierte Autoren und nicht zuletzt die beiden Gründerväter Holger Reile und Hans-Peter Koch heben die Qualität des in seinen Mitteln arg beschränkten Magazins auf ein Niveau, das in der Region seinesgleichen sucht. So sei gesagt: Nein, liebe «Seemoz», höflich bist du nicht, sondern kritisch und widerborstig. Und das ist gut so!

www.seemoz.eu



Holger Reile fehlen freiwillige Autorinnen und Autoren. Zusammen mit Hans-Peter Koch hat er die «Seemoz» gegründet.

Postkarten
Taschen
Rucksäcke
Kerzen
Tücher
Geschenkartikel
Erfreuliches
Nützliches
Originelles



Spätis Boutique GmbH
Spisergasse 20 & 24
CH-9000 St.Gallen
Tel. 071 223 85 35
Tel. 071 222 01 14

dreischiibe Office Point



dreischiibe

Ihr Pluspunkt für Büroservice und Versand

Büroauftragsdienst · Sekretariatsführung · Telefondienstleistungen ·
Buchhaltung · Datenerfassung/-verwaltung · Text-/Kopierarbeiten ·
Abonnenten-/Bestellservice · Versand-/Ausrüstarbeiten ·
Vertriebsunterstützung

Rosengartenstrasse 3, 9006 St.Gallen, Tel. 071 243 58 95
officepoint@dreischiibe.ch, www.dreischiibe.ch

Gemeinsam durchs Leben gehen: UBS Family, die neue Banklösung für Familien und Paare.



UBS Family ist die neue, flexible Banklösung für Familien und Paare. Die Basis bildet ein attraktives Angebot fürs Zahlen und Sparen, von dem Sie gemeinsam zum Vorzugspreis profitieren. Zusätzlich stehen Ihnen massgeschneiderte Angebote fürs Ansparen und Finanzieren des Eigenheims, Vorsorgen, Vermögen aufbauen und vieles mehr zur Wahl. Was immer Ihre aktuellen Bedürfnisse im Leben sind: Ihre Familie erledigt sämtliche Bankgeschäfte bequem mit einer einzigen Lösung. Alles Weitere erfahren Sie jetzt unter **0848 848 052** oder in jeder UBS-Geschäftsstelle.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.
UBS AG, Mültertortor, 9000 St.Gallen
Tel. 071-225 25 25

www.ubs.com/family

You & Us





1916 war es noch ein richtiger Platz.

Bild: Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege

STILVERSPPÄTUNG AM BAHNHOFPLATZ

Im April wird das Siegerprojekt für den Umbau des St.Galler Bahnhofplatzes präsentiert. Nebst dem Gerangel um die Neugestaltung von Marktplatz und Bohl öffnet sich damit ein zweites Feld, auf dem Fachleute und Stadtbewohnerinnen streiten können. von René Hornung

Zwei grosse Plätze harren der Neugestaltung. Der schlauchartige Stadtraum Marktplatz/Bohl – dessen Wettbewerb die St.Galler Architekten Benz und Engeler gewonnen haben – und der Bahnhofplatz, über dessen Wettbewerbseingaben die Jury in diesen Tagen brütet. Beim Marktplatz/Bohl führte das offensichtlichste Problem zur Kontroverse: der öffentliche Verkehr. Wo sollen VBSG, Postautos und Appenzeller Bahn anhalten? Wo und unter welchen Dächern sollen die Passagiere warten? Dazu kommen die Nebenpunkte: Wie wird der vielleicht leer geräumte Bohl später als Platz mit rundum hässlichen Fassaden wirken und genutzt werden?

Die Diskussionen sind erst angelaufen. Noch überarbeiten Benz und Engeler ihr Projekt, und schon kündigt sich die gleiche Diskussion auch für den Bahnhofplatz an. Dort wird sie sich noch mehr zuspitzen, denn auf dem Bahnhofplatz ist noch viel mehr öffentlicher Verkehr abzuwickeln. Nicht nur das: Der Bahnhofplatz, eine Grundrisskopie der Piazza delle Erbe in Verona, hat städtebaulich eine wenigstens noch dreiseitig intakte Geschichte. Der Bohl hat seine Baugeschichte längst verloren. Das Ensemble von Bahnhof (fertiggestellt 1913) und Hauptpost (1915) ist uns nach bald hundert Jahren ein vertrautes Stadtbild – der Bahnhof allerdings war

bei seinem Bau ein Zeugnis der «Stilverspätung», wie «Hochparterre»-Stadtwanderer Benedikt Loderer in seinem Videoblog erklärt. Loderer hat vier Blogbeiträge über die Schweizer Stilverspätung publiziert, der vierte und letzte war der St.Galler Bahnhofsfassade gewidmet. Dessen Architekt, Alexander von Senger, hat 1913 ein Gebäude im Barockstil eröffnen dürfen, das so tut, als wäre es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebaut worden. Damit aber habe von Senger mindestens dreissig Jahre Stilverspätung gehabt, denn spätestens seit 1880 war der Historismus erledigt. Und an eine andere, unrühmliche Seite von Sengers erinnert uns «Stadtwanderer» Loderer: Von Senger hatte während der Hitlerzeit die üble Schrift «Brandfackel Moskaus» publiziert, die der Moderne «Kultur bolschewismus» vorwirft.

Unfunktionales Erbe

Anders als der stilverspätete Bahnhof ist die nur zwei Jahre jüngere, gegenüberliegende Hauptpost der Architekten Pfleghard und Haefeli keine barocke Maskerade, sondern ein Rasterbau, «moderne Architektur im besten Sinn», wie damals die schweizerische Bauzeitung lobte. Die fast gleich alten Bauten sind jedoch beides Eisenbetonkonstruktionen.

Dass der Bahnhofplatz als Nachbildung der Piazza delle Erbe Richtung Osten nicht mehr funktioniert, ist offensichtlich. Es reicht eben nicht aus – so lernen wir mit Blick auf aktuelle Diskussionen um die zentralen Plätze –, bloss einen Grundriss festzulegen. Es braucht auch rundum die entsprechende Bebauung und Materialisierung.

Das kann nur besser kommen: Die Stadt hat nicht nur die Wettbewerbe für diese zwei zentralen Plätze veranstaltet. Sie hat bald auch einen neuen Stadtbaumeister. Mit Erol Doguoglu wurde ein einheimischer Architekt in dieses Amt gewählt, der sich seit langem für Baukultur einsetzt. Als bisheriger Partner im Büro Peter Quarella hat er dies mit subtilen Neu- und Umbauten bewiesen. Darunter finden wir die Erweiterung der Sprachheilschule auf dem Rosenberg oder die Renovation des Geschäftshauses «Union» und die Erneuerung des früheren Manor-Gebäudes an der Ecke Multergasse/Marktgasse. Ausserdem hat er sich als Regionalpräsident des schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins schon oft öffentlich engagiert. Viele Erwartungen richten sich an den neuen Stadtbaumeister – auf dass St.Gallen in architektonischer Qualität und im Stil die Verspätung aufhole. Ob allerdings die «verschweisste Languste» – so nennt Benedikt Loderer Calatravas Busunterstand auf dem Bohl – zu den architektonischen Highlights der Stadt gehöre oder nicht, darüber streiten sich selbst die Experten

Benedikt Loderers Beitrag über St.Gallens Stilverspätung auf: www.hochparterre-schweiz.ch/stadtwanderer

300 SEITEN ÜBERBLICK

Im April jährt sich die Suspendierung des Polizeihauptmanns und Fluchthelfers Paul Grüninger. Wulff Bickenbach schrieb ein Buch, das Grüningers Rehabilitation dokumentiert. von Hans Fässler

Als am 3. April 1939 der St.Galler Polizeihauptmann Paul Grüninger kurz nach sechs Uhr morgens zum Dienst erschien, wurde ihm durch den wachhabenden Polizeiaspiranten verboten, das Dienstgebäude zu betreten.

Ob die Angehörigen der Jeunesse dorée von St.Gallen, welche in diesen Frühlingstagen wieder vermehrt im Strassencafé am kleinen Altstadtplatz mit den japanischen Kirschbäumen sitzen, wohl wissen, warum dieser Platz Grüningerplatz heisst und wer dieser Paul Grüninger war? Wer es bisher erfahren wollte, las mit grossem Gewinn Stefan Kellers «Grüningers Fall» und konnte sich von der menschlichen Dramatik der Flüchtlingsschicksale ergreifen lassen, welchen der Woz-Journalist nachgegangen war, bis in die USA und nach Australien. Oder man sah sich Richard Dindos Dokumentarfilm «Grüningers Fall» von 1997 an, welcher die Geschichte vom Prozess vor dem St.Galler Bezirksgericht her aufrollte und jüdische Emigrantinnen und Emigranten, denen Grüninger das Leben gerettet hatte, als Zeugen auftreten liess.

Grundlegende Frage

Im Sommer 2007 hat mich ein freundlicher älterer Herr zu meinem bisher einzigen Besuch im Hotel Einstein motiviert und mir im Dachstock-Café jene Frage gestellt, mit der jede Geschichtsforschung beginnt: Wie war das damals? Wulff Bickenbach, Oberst a.D.d.R. (ausser Dienst der Reserve) der deutschen Luftwaffe, wollte für die Dissertation, mit der er sein Geschichtsstudium an der Heinrich Heine Universität in Düsseldorf abschloss, wissen, wie es damals war, als wir 1988 den neunten Versuch zur Rehabilitation des Flüchtlingsretters lancierten.

Bickenbachs Antwort erscheint in diesen Tagen unter dem Titel «Gerechtigkeit für Paul Grüninger. Verurteilung und Rehabilitation eines Schweizer Fluchthelfers (1938-1998)». Das über 300 Seiten starke Buch mit sehr nützlichem Personen- und Sachregister gibt einen umfassenden Überblick über die schweizerische Flüchtlingspolitik vor dem Zweiten Weltkrieg und bettet den Fall Grüninger in diese ein, indem es auch Archive und Akten berücksichtigt, die bisher noch nicht herangezogen worden waren. Bickenbach wertete die Bestände des Schweizer Archivs für Zeitgeschichte, des Auswärtigen Amtes in Berlin aus, sowie den Nachlass von Saly Mayer im Archiv des «American Jewish Joint Distribution Committee» in New York, das Hauptstaatsarchiv in München, auch Archive in Feldkirch und Bregenz. Darüber hinaus gelang es ihm, mit der in den USA lebenden jüdischen Familie Katz eine weitere «Geschichte von Flucht und Hilfe» zu schreiben, bei der Paul Grüninger Menschenleben gerettet hatte.

Übler Verdacht

Bickenbachs Buch wartet immer wieder mit Überraschungen auf. Eine ziemlich erschreckende Trouville ist der Brief des israelischen Botschaftsrats in Bern, welcher 1991 die Irritation über die Tatsache zum Ausdruck brachte, dass sich mit Stefan Keller ein Woz-Journalist des Falls Grüninger annahm. Die israelische Botschaft befürchtete, dass die «Wochenzeitung», welche sie der «Unterstützung der palästinensischen Terrorzentralen» bezichtigte, die Rehabilitation Paul Grüningers für ihre politischen Ziele missbrauchen würde. «Es erscheint uns daher absolut notwendig», hiess es in dem Schreiben an den in St.Gallen wohnhaften Co-Präsidenten des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes, «ein solches Unterfangen zum Scheitern zu bringen».

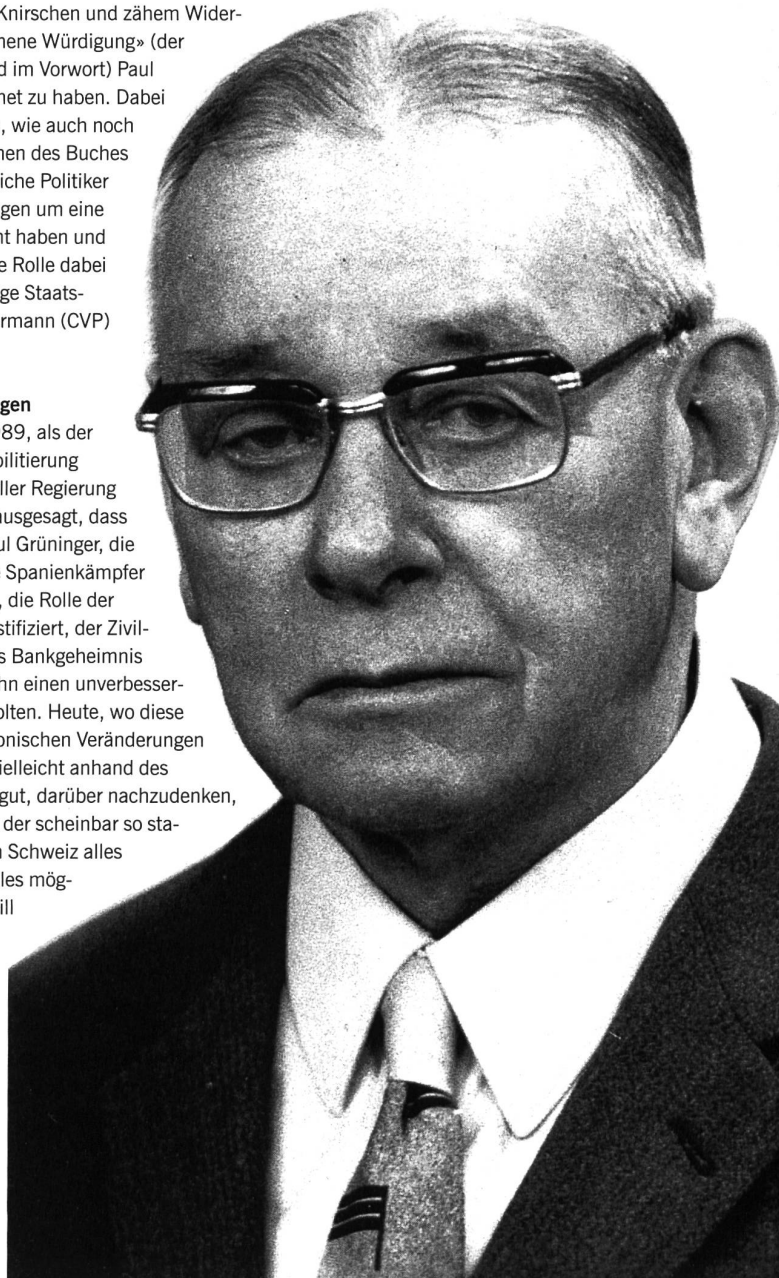
Es ist schliesslich das grosse Verdienst Bickenbachs, die nur mit «viel Knirschen und zähem Widersetzen zustande gekommene Würdigung» (der Historiker Jacques Picard im Vorwort) Paul Grüningers nachgezeichnet zu haben. Dabei liest man oft fassungslos, wie auch noch lange nach dem Erscheinen des Buches von Stefan Keller bürgerliche Politiker sich gegen die Bemühungen um eine Rehabilitation gestemmt haben und was für eine unrühmliche Rolle dabei insbesondere der damalige Staatssekretär Dr. Dieter Niedermann (CVP) gespielt hat.

Tektonische Veränderungen

Hätte jemand Anfang 1989, als der letzte Vorstoss zur Rehabilitation Grüningers bei der St.Galler Regierung zur Bearbeitung lag, vorausgesagt, dass zwanzig Jahre später Paul Grüninger, die Flüchtlingshelfer und die Spanienkämpfer rehabilitiert sein würden, die Rolle der Schweizer Armee entmystifiziert, der Zivildienst eingeführt und das Bankgeheimnis abgeschafft, man hätte ihn einen unverbesslichen Optimisten gescholten. Heute, wo diese früher undenkbaren tektonischen Veränderungen eingetreten sind, tut es vielleicht anhand des Buches von Bickenbach gut, darüber nachzudenken, was sich in dieser Zeit in der scheinbar so stabilen und unbeweglichen Schweiz alles verändert hat und was alles möglich ist, wenn man nur will und bereit ist, die günstigen politischen Grosswetterlagen auszunützen.

Wulff Bickenbach. Gerechtigkeit für Paul Grüninger. Verurteilung und Rehabilitation eines Schweizer Fluchthelfers (1938-1998). Böhlau Verlag, Köln/Weimar 2009.

Der Historiker Hans Fässler reichte 1988 als SP-Kantonsrat einen Vorstoss zur Rehabilitation Paul Grüningers ein. 1991 war er Mitbegründer des Vereins «Gerechtigkeit für Paul Grüninger». Auf der Suche nach einem Autor für die Grüninger-Biografie sagte ihm Niklaus Meienberg bei einem Gespräch im Volkshaus (heute Toscana) ab und empfahl dafür Stefan Keller.



Paul Grüninger um 1960. Bild: Staatsarchiv St.Gallen



Die Challenge Tour 08/09 ist das Produkt einer Wette: Saiten-Autor Daniel Kehl – der Verfasser des Kultbuchs «Hutter & Mock» im Saiten-Verlag, 2004 – verpflichtete sich, während der Barrage entweder zu Fuss nach Genf zu laufen (im Falle des Ligaerhalts) oder in der B-Liga-Saison 2008/09 alle Auswärtsspiele des FC St.Gallen zu besuchen.

Die anderen Beiträge zu St.Gallens Abenteuer in der Challenge-League werden auf dem Saiten-Blog veröffentlicht. Nebst Kehl stellen zahlreiche Autoren, Zeichnerinnen und Fotografen ihre Beiträge in den Blog. Leserinnen und Leser haben die Möglichkeit, die Einträge zu kommentieren und die Diskussion am Laufen zu halten.

www.saiten.ch/ostblog

Willkommen – Bienvenue!



Bild: Daniel Kehl

Ein kalter Sonntagmorgen mit Schneehaufen und Eis hinter dem Haus. Da verkriecht man sich am liebsten im Bett mit einem dicken Wälzer. Ich darf aber nach Biel: erste Station der Rückrunde und lang ersehntes Ziel auf der Tour durch die Stadien der Schweiz. Mit Biel verbindet der Ostschweizer jenes Vorurteil über den Jurasüdfuss, das auch Grenchen und Solothurn anhaftet; irgendwie bringen es diese Orte auch fussballerisch auf keinen grünen Zweig

und träumen nur noch von längst vergangenen glorreichen Zeiten. Auf der Bieler Gurzelen müssen sich lauter warmherzige, schwermütige Menschen aufhalten, die sich gegenseitig trösten in ihrem Verlierer-Dasein.

Hinter Winterthur liegt Schnee, im schattigen Kempththal gibt es einen Eis-See auf der Wiese. Ich lese Andrzej Stasiuks «Unterwegs nach Babadag». Der Pole erzählt von ziellosen Reisen zwischen dem Schwarzen Meer und den Karpaten, von wunderbaren Begegnungen und verzaubert mein klimatisiertes IC-Zugabteil in eine rauchige Bahnhofskneipe in der Ungarischen Tiefebene. Ich lese in der Berner Zeitung einen Bericht über die Bieler Fanseee. «Jammertaschen sind rar geworden im Seeland», heisst es da und ich reibe mir die Augen. Bescheiden und heimatverbunden seien die Menschen in der Arbeiterstadt noch immer, aber nun hätten sich nach Zeiten hoher Arbeitslosigkeit und Uhrenkrise ein neues Denken und Zuversicht in den Köpfen festgesetzt. Das zeige sich auch im Stadion, wo der Anpeitscher der Fankurve, ein Rasta-Mann mit weiten Hosen und Dreadlocks, zweisprachig und selbstbewusst gegen die Übermacht aus Zürich und Bern ankämpfe. Klar, hier ist vom Eishockey die Rede und ich fürchte, von diesem Aufschwung ist die baufällige Gurzelen unberührt geblieben, denn so läuft es zumindest in Genf und Lausanne ab: Die Jungen sorgen in den vollen Eishallen für Lärm, aber in die Fussball-Stadien verirren sich nur jene, die einfach nicht anders können als sich diese Trostlosigkeit weiterhin zuzumuten.

Vor Biel sind die Wiesen grün, auf dem Jurakamm liegt Schnee. Die Bahnhofoferunterführung ist abgesperrt. Die zurückgehaltenen Passanten murren. Die St.Galler Fans werden unter Polizeischutz direkt vom Extrazug in Autobusse verfrachtet. Ich wähle den Fussweg durch die Vorstadt, vorbei an den heruntergekommenen schlichten Dreissigerjahr-Fassaden und der Brasserie de la Rotonde, einem stilechten welschen Lokal mit einfachen Holztischen und grossen Schaufenstern. Zunächst scheint meine erste Begegnung mit der Gurzelen genau nach Plan abzulaufen. Ein älterer Herr führt seine Begleiterin zum ersten Mal zum Fussball aus und schwärmt von früher, hier sind viele Habitués, meist über fünfzig: «Nei, 1976 sisi abschtige». Schallender Support kommt nur von der Stadionecke mit den grün-weißen Anhängern, die von der ersten Minute an ununterbrochen singen. Auf der Haupttribüne herrscht fast andächtige Ruhe, St.Gallen macht zwei schnelle Tore und die Bieler schütteln die Köpfe, denn so klar unterlegen hätten sie ihr bisher überraschendes Team gegen den Aufstiegs-kandidaten nicht erwartet.

In der Pause laufe ich bekannten Gesichtern über den Weg, Sion-Trainer Barberis plappert auf staubigen Holzbrettern mit Freddy Chassot, und der FCSG-Präsident holt sich einen Hotdog in der Buvette unter dem bröckligen, geschwungenen Balkon der Haupttribüne. Die junge Rock-Band No Limits spielt auf dem Platz den neuen FC-Biel-Bienne-Song. Nach dem verdienten Anschlussstreffer beginnt der grauhaarige Einheimische neben mir nervös Zigaretten zu rauchen, und ich fühle mich wohl dabei, denn von Minute zu Minute spürt man deutlicher, wie die Haupttribüne lebendig wird, an die eigene Mannschaft zu glauben beginnt und sie anfeuert. Es ist so wie früher, als es noch keine Vorsänger gab und sich die Begeisterung von der Mannschaft auf das Publikum übertrug. Vielleicht gefällt mir deshalb so gut an diesem Ort. Weil es ist, wie es ist – nicht mehr und nicht weniger. **Daniel Kehl**

Klassiker «Lounge Chair» – unser Angebot ab Lager

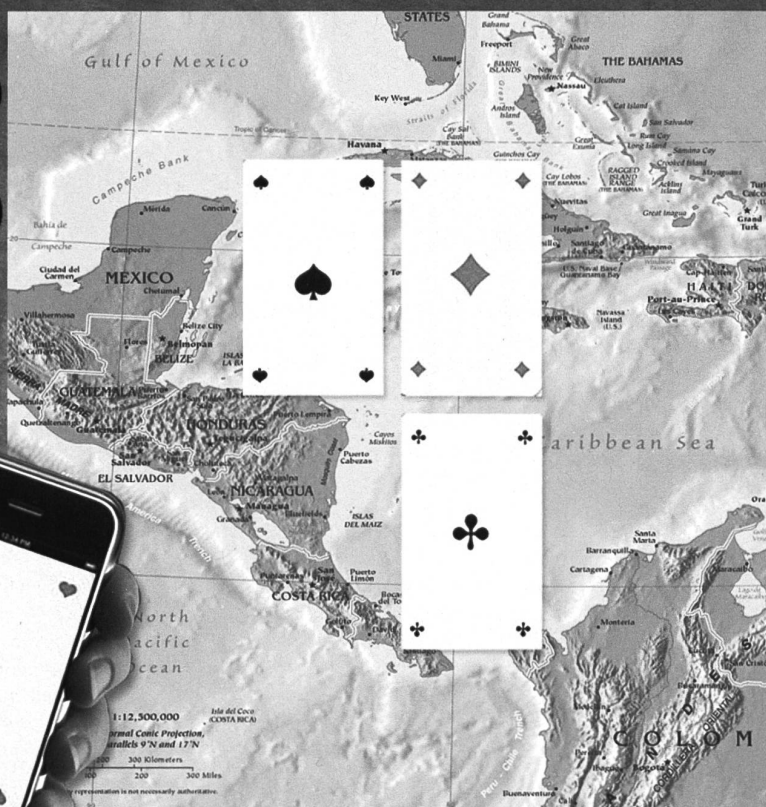


Möbel • Lampen
Büromöbel • Textilien
Innenarchitektur
Planung

wohnart
späti egli

Späti Egli AG
Spisergasse 40
CH-9000 St. Gallen
Tel +41 71 222 61 85
info@wohnart-sg.ch
www.wohnart-sg.ch

**roji
negro**
18. april
2009
ab 13 uhr
im boccia
club
heiligkreuzstr. 20
st.gallen



**solidaritäts
preis
jassen**

zentralamerika gruppe - postfach 2311- 9001 st.gallen - pc-90-19098-3

COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

VIEL LOS IM APRIL!

WILFRIED N'SONDÉ: DAS HERZ DER LEOPARDENKINDER. LIZZIE DORON: ES WAR EINMAL EINE FAMILIE. PETER HUBER UND RALPH HUG: DIE SCHWEIZER SPANIENFREIWilligen - BIOGRAFISCHES HANDBUCH. TOBI: MÄX - RECHTE SCHERGEN IN DEN SCHWEIZER BERGEN. HERGÉ: TIM IN TIBET. ALEX CAPUS: DER KÖNIG VON OLTEN.

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!



Werner Nef (links) mit seinen Genossen.
Bild: Privatnachlass Nef

FERN IM SÜD

Das Handbuch «Schweizer Spanienfreiwillige» vereint 700 Kurzbiografien und leistet so einen wichtigen Beitrag zur historischen Aufarbeitung des schweizerischen Antifaschismus. von Noëmi Landolt

Siebzig Jahre nach Ende des Spanischen Bürgerkrieges hat sich Anfang März dieses Jahres der Ständerat dazu durchgerungen, die Schweizer Spanienfreiwilligen zu rehabilitieren. 780 Schweizer und einige Schweizerinnen kämpften auf Seiten der Republik «fern im Süd» für «Recht und Gerechtigkeit» gegen die Franco-Faschisten. Die Rehabilitierung ist ein wichtiger Schritt in Richtung Anerkennung der antifaschistischen Bewegung als Teil der Schweizer Geschichte.

Anfang März ist auch das Handbuch «Die Schweizer Spanienfreiwilligen» von Peter Huber in Zusammenarbeit mit Ralph Hug erschienen, das in Kurzbiografien die bewegten Lebensgeschichten von 700 Spanienfreiwilligen nachzeichnet. Darunter finden sich auch einige Ostschweizer.

So zum Beispiel Werner Nef (1902–1980) aus Bühler, der als Zwanzigjähriger in Marseille in die Fremdenlegion eintrat. Vier Jahre kämpfte er in Marokko gegen die Rifkabylen, während eines Schiffs-transportes nach Syrien sprang er von Bord und schlug sich zurück nach Herisau durch. Nach einem weiteren Einsatz in Marokko kehrte er in die Schweiz zurück, wo er 1935 zum Kantonalpräsident der SP Appenzell Innerrhoden und in den Vorstand der SP Schweiz gewählt wurde. 1937 reiste er nach

Albacete, wo er unter anderem in einer Partisanengruppe kämpfte, die Eisenbahnlinien und Brücken des Feindes sabotierte. Ohne aus der SP auszutreten, trat er in Spanien heimlich der KP bei. Nach seiner Rückkehr im Juni 1938 arbeitete er für die KPS.

Hervorragender Genosse

Nicht minder abenteuerlich liest sich die Kurzbiografie von Hans Thoma (1910–1962), Spross einer wohlhabenden St.Galler Familie, der nach der Matura ausriss und sich neun Monate als Knecht in Südfrankreich verdingte. Über Spanien gelangte er 1929 nach Argentinien, wo er sich als Tellerwäscher, Knecht und Schafhirte durchschlug und schliesslich als Kochgehilfe auf einem deutschen Frachter anheuerte, der ihn nach Odessa und Leningrad brachte. Zurück in St.Gallen trat er 1931 der KP bei. Zwei Jahre später war er als politischer Leiter der Partei und Kantonsrat das «Schreckgespenst der politischen Rechten». Nach einer kurzen Zwischenstation in Basel, wo er seine zukünftige Frau Anni Brunner (1914–2000) kennenlernte, reiste er nach Ausbruch des Bürgerkriegs als einer der ersten Freiwilligen nach Spanien. In Barcelona heiratete er die nachgereiste Anni Brunner, die im Sanitätsdienst arbeitete, da den meisten Frauen nicht erlaubt wurde, an der

Front mit dem Gewehr in der Hand zu kämpfen. Der Generalinspektor der internationalen Brigaden André Marty notierte sich zu Thoma: «Hervorragender Genosse und Organisator. (...) Muss gefördert werden, Kader.»

Spitzel und Deserteur

Weit weniger freundliche Worte fand Hans Thoma selbst für seinen St.Galler Genossen Leopold Stern (1915–2006), den er ein «feiges, hinterlistiges Element» schimpfte und als Spitzel verdächtigte. Demselben Verdacht war auch der Deutsche Louis Ubrig (1907–1939) ausgesetzt. In St.Gallen aufgewachsen wurde Ubrig als junger Mann wegen Teilnahme an einer Antikriegsdemonstration der KP des Landes verwiesen. In Deutschland trat er der KP Dessau bei und wurde nach der Machtübernahme der Nazis 1933 fünf Wochen in Schutzhaft genommen. Er floh mit falschen Papieren zurück nach St.Gallen, wo ihn Hans Thoma verdächtigte, ein Gestapo-Spitzel zu sein. 1936 zog er in den Spanienkrieg, aus dem er zwei Jahre später zurückkehrte. Während die KP ihn der Desertation bezichtigte, erzählte er, dass er mit einem Gefährten des Nachts in Gefangenschaft geraten war, es ihnen aber gelang zur Küste zu entkommen. Nach einer sechstägigen Irrfahrt mit einem Fischerboot auf dem Mittelmeer, wurden sie von einem französischen Dampfer an Bord gezogen und nach Marseille gebracht. Ubrig kehrte heimlich nach St.Gallen zurück. Als er einmal auf der Suche nach Ausweispapieren nach Konstanz fuhr, verhaftete ihn die Gestapo und deportierte ihn ins KZ Dachau, wo er nach einem missglückten Fluchtversuch erschossen wurde.

Rache am Kommunistenklüngel

Nach ihrer Rückkehr in die Schweiz wurden die Spanienfreiwilligen zu mehrmonatigen Haftstrafen verurteilt. Karl Dahinden (1969) aus Bischofzell versuchte sein Strafmass zu mildern, indem er den Militärärztern wahre und frei erfundene Enthüllungsgeschichten über andere KP-Mitglieder preisgab – auch um sich am «Kommunistenklüngel» für seine Inhaftierung in Spanien wegen Unterschlagung zu rächen. Sein Strafmass fiel mit einer bedingten Gefängnisstrafe von drei Monaten tatsächlich verhältnismässig gering aus. Wilfried Mettler aus Häggenschwil hingegen sagte vor dem Untersuchungsrichter: «Mich hat es nicht gereut, dass ich der Republik geholfen habe. Das Essen und das Entgegenkommen waren dort wunderbar. Ich habe in Spanien nicht für die Kommunisten gekämpft, sondern für die Republik. Der Übermacht der Deutschen und Italiener vermochten wir aber nicht Stand zu halten.» Auch der in Chur geborene Wilhelm Wyss (1920–2000), der bereits als 17-Jähriger in Spanien kämpfte, zeigte sich «uneinsichtig». Seinen Einwand, er habe in Spanien auch für die Schweizer Demokratie gekämpft, konnten die Richter nicht nachvollziehen. Mettler und Wyss wurden zu dreieinhalb respektive drei Monaten Gefängnis unbedingt verurteilt.

Peter Huber in Zusammenarbeit mit Ralph Hug. Die Schweizer Spanienfreiwilligen. Limmat Verlag, 2009.

Ralph Hug stellt das Buch am Donnerstag, 16. April, 20 Uhr, in der Buchhandlung Comedia in St.Gallen vor.



«Oh, diese armen Nazis!»

Saiten, März 2009

Die polemische, unsachliche Besprechung und die den Ausstellungsmachern implizit unterstellten Nazi-Sympathien erfordern eine Richtigstellung. In der Ausstellung wird die Situation der in Gefangenschaft geratenen Soldaten von der Gefangennahme bis zur Heimkehr dargestellt. Es werden keine Anklagen erhoben, und es wird nicht um Mitleid für die deutschen Gefangenen gebeten. Am Rande wird zudem auf die Frage eingegangen, weshalb sich Schweizer und Auslandsschweizer überhaupt freiwillig für den Kriegsdienst in Deutschland gemeldet hatten. Dabei wird auf eine Publikation von Vincenz Oertle verwiesen. Es ist bekannt, dass diese von Ralph Hug erwähnte Arbeit in Bezug auf Fragestellung und Wertungen mit Mängeln behaftet ist. Das Buch bietet dennoch viele Informationen zu den Schweizer Freiwilligen in Wehrmacht und Waffen-SS. Auch Peter Mertens kommt nicht umhin, in seiner kritischen publizistischen Auseinandersetzung mit dem Thema wiederholt die Informationen von Oertle zu benutzen. Im Anmerkungsapparat verweist er bei 63 Anmerkungen mindestens zehn Mal auf Oertle.

Ralph Hug unterstellt den beiden Kuratoren der Ausstellung, Achim Schäfer und Nathalie Zellweger, sie würden mit ihrer Ausstellung alte antikomunistische Reflexe gegenüber den «bösen» Russen wecken. Dieser Vorwurf ist entschieden zurückzuweisen. Vermutlich hat Hug das Textbanner zu den russischen Kriegsgefangenen in Deutschland absichtlich übersehen. Direkt daneben hängt ein Banner, das die Lage der Deutschen in russischer Kriegsgefangenschaft beschreibt. Beim Vergleich der beiden Texte kann unschwer festgestellt werden, wie inhuman die Deutschen mit den Russen umgegangen sind und wie andererseits die Russen versuchten, die deutschen Kriegsgefangenen genau gleich wie die eigene Bevölkerung zu behandeln.

Es erstaunt, dass Hug nicht zu wissen scheint, wie schwer es ehemaligen Kriegsgefangenen gefallen ist, über ihre Erlebnisse zu sprechen, diese zu verarbeiten und Worte für das Erlebte zu finden. Weil er dies nicht wissen will, versteht er auch nicht, dass die Inszenierung etwas Unbehagen wecken soll. Das nervende «Dawai, Dawai», das Windgeräusch, die Enge, der sich langsam entwickelnde, etwas unangenehme Geruch in der Ausstellungsbox. All diese Mittel, ebenso der Wachturm vor dem Museum und der inszenierte Eingang zur Ausstellung, werden von Hug als «Events» deklariert. Er scheint nicht begriffen zu haben, dass komplexe, in reinen Text-Ausstellungen dargestellte historische Themen die Besucher/innen heutzutage nicht mehr ansprechen und demzufolge kein Publikum mehr finden.

Als Höhepunkt der Geschmacklosigkeit empfindet Ralph Hug das Essen an der Vernissage, an der er selber jedoch nicht persönlich anwesend war. Es wurde Borschtsch in Konservendosen offeriert und mit Holzlöffeln gegessen. Selbstverständlich waren zuvor ehemalige Kriegsgefangene befragt worden, ob ein auf solche Art serviertes Essen traumatische Erinnerungen auslösen könnte. Niemand der Befragten hatte etwas dagegen, im Gegenteil, man war dem Gedanken gegenüber positiv aufgeschlossen. Eine Einstimmung auf «russische KZ», wie Hug schreibt, war dies ganz bestimmt nicht. Dieser Begriff taucht im Zusammenhang mit den Kriegsgefangenen auch nirgends auf und wäre eine Beleidigung gegenüber der jüdischen Bevölkerung, die in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern millionenfach umgebracht wurde.

Daniel Studer, Direktor Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen.

Bis vor zehn Jahren hätte ich Ralph Hug zugestimmt. Seit 1999 befasste ich mich mit japanischen und deutschen Kriegsgefangenen, habe Tausende Seiten Erlebnisberichte gelesen, den von der deutschen Bundesregierung in Auftrag gegebenen, mehrbändigen Bericht über die Kriegsgefangenschaft durchgeackert und mit Veteranen gesprochen. Russland als Nachfolgestaat der Sowjetunion hat anerkannt, dass nicht nur Sowjetbürger, sondern auch Kriegsgefangene willkürlich verurteilt worden sind, viele erhielten das offiziell bestätigt. Wieviele Soldaten Verbrechen begingen, ist nicht ermittelbar. Sicher ist, dass Indoktrination, Propaganda und Druck vielen Deutschen, noch ausgeprägter bei den Japanern, die Sicht vernebelten. Der Gewalt, mit welcher der Staat den Kriegsdienst durchsetzte, vermochten nur Wenige zu widerstehen, die Folgen hätten nicht nur den Betroffenen, sondern auch dessen Umfeld treffen können. Nach senkrechter Haltung rufen am liebsten jene, denen das Schicksal es ersparte, sie an sich selbst beweisen zu müssen.

In den Erlebnisberichten wie auch in den Gesprächen ist das Bestreben spürbar, sachlich zu sein. Anklagen wegen des Hungers oder der ärztlichen Versorgung sind dem Unwissen über die Ursachen zuzuschreiben. Im Klima des Kalten Krieges war kaum jemand da, der die Veteranen darüber aufklären konnte oder wollte, welche gewaltigen Schwierigkeiten die Sowjetunion während und nach dem Kriege gegenüber stand. In meinen Vorträgen ist es mir immer wichtig, darauf hinzuweisen, dass man nicht der Sowjetunion alles Leid anlasten darf. Die Kriegsgefangenen büsstun unvergleichlich härter als all die Mitläufer, grosse und kleine, die nach dem Kriegsende sofort eine neue Laufbahn aufbauen konnten.

Trotz des von beiden Seiten geschürten Hasses begann die Bevölkerung bald, die Gefangenen als das zu sehen, was sie zu einem guten Teil waren: Opfer der Politik ihres Landes. Zum Gesinnungswandel führten deren Arbeitsleistung, Wissen und Disziplin, ganz besonders dort, wo sie Seite an Seite mit sowjetischen Arbeitern und Arbeiterinnen ihr Arbeitszoll zu erfüllen hatten. Beeindruckend ist, wie der sowjetischen Bevölkerung, vor allem den Frauen, Lob gespendet wird. Ihr Mitgefühl rettete Unzähligen das Leben. Die Versöhnung der ehemaligen Feinde begann in und um die Lager, lange bevor die Politiker sich daran machten. Wie sonst ist es zu verstehen, dass Veteranen herzliche Beziehungen zu sowjetischen Bürgern, einschliesslich Bewachern, pflegen, diese besuchen und unterstützen? Andy Prinzing tut dies stellvertretend für seinen Vater in Vologda.

Das Ausstellungsziel ist es, Wissen über menschliches Verhalten zu vermitteln, dazu hat man drei Schwerpunkte gewählt. Weder die Nazis noch die Schweizer Freiwilligen werden verherrlicht. Die Texttafeln sind nüchtern und vermeiden Anklagen, ein antikomunistisches Geschichtsbild vermag ich nicht zu erkennen.

Richard Dähler, Zürich



Acht hässliche Ortsbilder

Saiten, März 2009

Mit Genuss habe ich eure Berichte in der neuesten Ausgabe gelesen. Danke Andreas Niedermann, mit deinen Ausführungen sprichst du mir aus dem Herzen. Ich sass auch noch auf der Rampe des alten Lagerhauses und genoss dort die Abendsonne nach der Arbeit. Oder war entzückt vom Anblick des alten Häuschens an der Ecke der Unterstrasse mit dem herzigen Vorgärtchen. Jetzt ist auch für mich nicht mehr viel Entzückendes zu entdecken. Bravo an Bettina Dyttrich, merci Noëmi Landolt. «Saiten» ist im eher trostlosen Journalismus eine wahre Freude. Jlona Wyrsch, Rheineck

Sie ärgern sich über einen Bericht?

Sie freuen sich? Sie wollen uns Ihre Sicht der Dinge darlegen? Reaktionen sind stets willkommen.

Leserbriefe an:

redaktion@saiten.ch
oder www.saiten.ch/magazin/leserbriefe
oder Verlag Saiten, Redaktion,
Blumenbergplatz 3, Postfach,
9000 St.Gallen

KRISE UND KULTUR

KLEINE KULTURLANDSGEMEINDE IN HEIDEN

Zum fünften Mal findet Anfang Mai im Ausserrhodischen die Kleine Kulturlandsgemeinde statt. In diesem Jahr ist die Veranstaltung den Umständen entsprechend politischer; Thema ist das Geld. Und somit auch die Krise. Die Veranstaltung startete 2005 bescheiden mit einer Diskussionsrunde und einem Jazzkonzert. In den darauffolgenden Jahren wurde das Programm stetig ausgebaut. Martin Heller ist gekommen, Ludwig Hasler referierte unter dem Titel «Kultur macht Staat – und Schule» und im letzten Jahr waren Peter Röllin und Steff Signer da. Landsgemeinden wurden schon immer eher von Männern dominiert, aber auch das soll dieses Jahr anders werden.

Auf alle Fälle hat sich seit 2005 die Welt verändert. Fronten haben sich gebildet, ein Wir-Gefühl wird ausgerufen, als wäre die Krise eine einzige grosse Fussballmeisterschaft, und gleichzeitig macht sich immer mehr Angst breit. Wie dick es tatsächlich noch kommt, weiss niemand. In der Kultur macht man so weiter wie bisher. Kleinkunst hier, Indie-Bands da, Party dort. Christoph Huber vom Openair St.Gallen beklagte sich an der Programmpäsentation im März jedoch bereits in einem Nebensatz, dass trotz Krise die Gagen noch immer horrend hoch seien. Im Programm oder im Wesen des Festivals wird dem ganzen Schlamassel aber (noch) nicht Rechnung getragen. Und wann reagiert eigentlich das Theater St.Gallen? Langsam aber sicher regnet es auch bei den Kulturbetrieben rein, und es besteht die dringliche Chance, inhaltlich etwas zu verändern, politischer zu werden. Jetzt. Und nicht, wenn dann mal die Subventionen zusammengestrichen werden. Die Stiftungen sind zwar noch zurückhaltend, geben bereits aber zu, viel Geld verloren zu haben, und das bekommen die Institutionen bald zu spüren. Eine Kuratorin erzählte letzthin, dass private Sponsoren nichts bezahlt hätten, wäre sie mit ihrer Anfrage einen Monat später dran gewesen. Und weiter, dass sie beinahe froh sei, dass irgendwann weniger Geld vorhanden sein werde, damit würde vielleicht auch der Leistungsdruck sinken, in den letzten Jahren hätte alles immer noch grösser und noch perfekter sein müssen.

Und damit wären wir wieder bei der Kleinen Kulturlandsgemeinde angelangt. Die passt wie die Faust aufs Auge in die heutige Schiefelage. Sie veranstaltet nämlich keinen Affentanz um ihre Wichtigkeit, sondern ist eine «frische Frühlingsveranstaltung, ambitioniert, aber niederschwellig», wie der Journalist Hanspeter Spörri vom Organisationsteam sagt. Die kulturpolitische Debatte soll öffentlich geführt werden und weiter sagt er, dass entpolitisierte Kultur keine Kultur sei. Es sei denn auch nicht im Sinn der Kulturlandsgemeinde, Lösungen aufzutischen, vielmehr sollen die Leute Denkerinnen und Denker wie Peter Sloterdijk, Hans Christoph Binswanger, Suna Yamaner und anderen zuhören und debattieren. An der Kleinen Kulturlandsgemeinde geht es nicht darum, was man will, sondern was man zu sagen hat. **Johannes Stieger**

Kleine Kulturlandsgemeinde. 2.–3. Mai, Kino Rosental Heiden.
Mehr Infos: www.kulturlandsgemeinde.info

STADTLEBEN 31



Illustration: Felix Stichel

MEISTERSTÜCK

MARGARETHA RIETMANN

Post öffnen, Dossiers bereitlegen, Agenda mit Terminen vorlegen, telefonische Verbindungen herstellen, der tägliche Gang zur Post und das stundenlange Abschreiben von Akten. So sah ein gewöhnlicher Bürotag von Margaretha Rietmann aus, damals, vor 65 Jahren, als die engagierte, junge Frau beim Advokaturbüro Dr. Sennhauser, Güntensperger und Meyer als Sekretärin begann. Es gab weder E-Mail noch Laptop, keinen elektronischen Terminkalender und auch kein Google, wo man vor dem Besuch einer bedeutenden Persönlichkeit die wichtigsten Eckdaten schnell runterladen konnte. Damals hatte die Sekretärin alles im Kopf, und bei Termindruck gab es Nachschichten, weil man bei jedem Schreibfehler wieder von vorne beginnen konnte. Denn die Schreibmaschine kannte keinen Delete-Knopf oder eine integrierte Tipp-Ex-Taste. «Das gab es erst viel später», lacht Margaretha Rietmann. Genau genommen zwanzig Jahre später, nach 1962, kamen das Diktaphon und das Kopiergerät auf. Und nochmals 25 Jahre später die ersten Faxgeräte und Textverarbeitungsmaschinen.

Die verbreitete Vorstellung, die Sekretärin sei eine Mischung aus Dienstmagd und persönlicher Wunschfee des Chefs, sieht Margaretha Rietmann gelassen: «Es war für mich zur damaligen Zeit selbstverständlich, den grossen Konferenztisch für die mannigfaltigen Bedürfnisse herzurichten und allenfalls Kaffee oder andere Getränke zu servieren.» Und sie lässt deutlich werden, dass eine gute Chef-Sekretärin weit mehr Anforderungen gerecht wird.

Flexibel, interessiert und einsatzfreudig müsse sie sein. Eine rasche Auffassungsgabe und ein Ge-

spür für die Prioritäten des Chefs besitzen. Doch diese Fähigkeiten sind fast schon nebensächlich gegenüber zwei zentralen Eigenschaften, die Margaretha Rietmann für wichtig hält: «Verschwiegenheit und Loyalität». Sicher, ohne ihre diskrete Art wäre sie nicht vierzehn Jahre an der beruflichen Seite von Alt-Bundesrat Kurt Furgler gestanden. Und auch die zehn Jahre beim St.Galler Vorsteher des Justiz- und Polizeidepartements beweisen ihre Loyalität. Nichts wird nach aussen getragen, nicht das kleinste Detail. Diese Eigenschaften scheinen Margaretha Rietmann ein Leben lang zu begleiten. Noch heute wirken ihre Worte wohl überlegt und sorgfältig gewählt. Auf Fragen folgen keine übereiligen Antworten. Die Sätze sind klar formuliert, kaum ausgeschmückt und absolut diskret. Und das mit über achtzig Jahren. Seit achtzehn Jahren ist sie weg vom Büroalltag.

Eingespielte Szenarien bleiben haften und werden im privaten Leben weiter getragen. Und doch vermisst sie als pensionierte Frau den Berufsalltag keineswegs. «Ich übernahm danach einzelne Beistandschaften im Auftrag der Vormundschaftsbehörde. Das erleichterte mir den Übertritt ins Privatleben.» Und heute geht Margaretha Rietmann jeden Tag spazieren, macht Gymnastik, nimmt an Buchbesprechungen im kleinen Kreis teil, geht ins Kino, oder ins Klein-Theater parfin de siècle, manchmal auch an die Abend-Vorlesungen der HSG und trifft sich mit Freunden. Sie führt ein «modernes» Leben, kennt sich mit Computern und Internet aus – aber ihre privaten Angelegenheiten erledigt sie nach wie vor auf der Schreibmaschine. **Nathalie Schoch**



Der «Verräter» General Stanculescu gibt unserem Autor (rechts) und seinem Dolmetscher (links) das erste Fernsehinterview seit seiner Verurteilung.

Bild: International Institute of Political Murder

DU CÔTÉ DE CHEZ CEAUSESCU

Auf seiner Recherche für das Theater- und Filmprojekt «The Last Hour of Elena and Nicolae Ceausescu» trifft der Autor Milo Rau in Rumänien auch auf einen General in goldenen Bowlingschuhen. Eine Geschichtsbesichtigung.

Das Anstrengende, nein: das Faszinierende an Geschichte ist ihre Selbständigkeit. Wie eine Ziehharmonika faltet sie sich über die Jahre auf, und wenn wir glauben, sie ganz verstanden zu haben, faltet sich die Ziehharmonika wieder zusammen und lässt Töne hören, auf die wir nicht vorbereitet waren. Wo vorher ein Bild war, schön umgrenzt und auratisch, haben wir auf einmal nur noch Blickpunkte, nur noch Erzählungen und Erinnerungen. Die Geschichte ist eine Schlange, sie kriecht vorwärts, in die Zukunft. Was sie zurücklässt, sind bloss Häute, Bilder, leere Hüllen, bewohnt von redseligen Ameisen. Doch lassen wir diese Metaphern beiseite und beginnen am Anfang: bei den Bildern.

Meine Recherchen zu «The Last Hour of Elena and Nicolae Ceausescu» begannen am zweiten Weihnachtstag 1989, als das Jahr der europäischen Gefühle zu Ende ging. Die ganze Wende lang hatte ich vor dem Fernseher gesessen, ein neunmalkluges Kind, das sich Notizen machte. Ich sah Reagan, Genscher, Kohl, ich sah die stolze polnische Gewerkschaftsbewegung, ich sah die Feuerwerke und Wagenkolonnen, ich sah die

Mauer fallen und die Westdeutschen ihre Ostverwandten jovial in die Arme schliessen. Täglich erfuhr ich von neuen Völkern, die wie die Kaninchen aus dem Hut des sowjetischen Imperiums erschienen. Wie ein Gesang lag die sanfte Stimme Gorbatschows über dieser Zeit, die Wörter «Perestroika» und «Glasnost» standen gleichsam als Wasserzeichen am Himmel, und einige, die diesen grossartigen Abstraktionen Glauben zu schenken beschlossen hatten, sprachen bereits vom Ende der Geschichte.

Durcheinander von Behauptungen

Dann, am 26. Dezember, wurde der Prozess gegen die Ceausescus ausgestrahlt. Die Bilder prägten sich mir ein, wie sich mir später nur noch der Fall der Türme einprägen sollte; zwei alte Leute an einem Tisch, zwei böse Engel der Geschichte, eingehüllt in Zobelmäntel, von ihrem Volk verlassen und von den eigenen Kadern verraten. Noch redeten sie, aber gleich würden ihnen die Hände gebunden. Drei Soldaten würden sie an eine Mauer irgendwo in Rumänien führen. Nicolae würde die Internationale singen, Elena die Solda-

ten beschimpfen. Und dann würden die beiden erschossen werden, hektisch, fast beiläufig, mit insgesamt neunzig Kugeln.

Dies eine Bild war für mich, ich weiss nicht warum, der Kinderwagen auf Eisensteins Treppe. Es war dieser kurze Moment grausamer Schönheit auf der langen Neigung, auf der Osteuropa und halb Asien in ihre Zukunft schlitterten, es war dies eine einfache Bild, das mir von der Wende blieb. Nicht der Fall der Mauer, nicht die Öffnung der ungarischen Grenze: die Ceausescus. Neunzehn Jahre später, es war wieder Winter, der vorletzte Winter vor dem zwanzigjährigen Jubiläum der Wende, beschloss ich, daraus ein Theaterstück und einen Film zu machen. Ich fertigte Exposés an und sprach mit Historikern. Als würde ein Siegel gebrochen, entfaltete sich hinter den bekannten Prozessaufnahmen und den Bildern der triumphierenden Revolutionäre ein Durcheinander von Behauptungen und Verschwörungstheorien.

Warum war die Kamera ausgefallen, als die Ceausescus erschossen wurden? Warum hatten alle am Prozess Beteiligten derart schnelle Karrieren gemacht? Warum war nach der Wende fast keiner der Securitate-Leute gefasst worden? Die Bilder falteten sich zusammen und begannen eigenartige Töne auszusprechen. Aus der «spontanen Revolution» wurde eine «unvollendete», eine «gestohlene», eine «verratene», schliesslich ein Putsch und ein Staatsstreich.

Alle möglichen Leute gaben mir Tipps und drängten mir Bücher auf. Ein ZDF-Redaktor versuchte mich zu überzeugen, einen «kritischen»

Film zu drehen, in dem, wie er sagte, der «deutsche Blick auf Rumänien» auch eine Rolle spielen sollte – und Alexandra Maria Lara eine junge Revolutionärin. Einige exilierte Dissidenten forderten mich auf, die Rolle der CIA zu ergründen und Iliescu, dem grossen alten Mann der sozialistischen Partei, die Maske vom ewig lächelnden Gesicht zu reissen. Andrei Ujica, der Karlsruher Filmprofessor, der an der «Autobiographie des Nicolae Ceausescu» arbeitet, sagte mir: «Die fehlenden Bilder – davon muss dein Film handeln! Das ist es!» Und dann flog ich endlich nach Bukarest.

Postmoderne Lockungen

Die Kaserne liegt in einem militärischen Sperrgebiet bei Targoviste, einer Kleinstadt nördlich von Bukarest. Targoviste ist bis ins 19. Jahrhundert hinein die Hauptstadt der Walachei gewesen, riesige Armeen sind hier aufeinander getroffen, Vlad Dracul, der Freiheitsheld und Türkenpfähler, hat hier in einer Renaissance-Burg residiert. Aber da die Türken heute andere Probleme haben und Vlad Dracul seit hundert Jahren als transylvanischer Vampir vermarktet wird, kommen keine Touristen mehr her, sondern fahren 200 Kilometer weiter in den Norden, wo Dracul zwar weder residiert noch gegen die Ungläubigen gekämpft hat, es aber mittelalterliche Schlösser und wie Wölfe heulende Strassenköter gibt. Die Lockungen Targovistes sind eher postmoderner Art: Leerstehende Industriebetriebe, suburbane Slums, Tankstellencafés, alte Männchen mit Einkaufstaschen und als Ghetto-Queens verkleidete Schülerinnen machen aus Targoviste einen Ort, der auch bei Berlin oder Warschau liegen könnte.

Nur zwei billige Grabkerzen

Als ich mit einem kleinen Kamerateam nach Targoviste kam, roch die Stadt aufreizend nach Erde, Benzin und Exkrementen, und seltsamerweise wusste keiner ihrer Einwohner, wo die Ceausescus erschossen worden waren. Die Soldaten, die uns vor dem Sperrgebiet in Empfang nahmen, waren ernsthafte, von mürrischen Offizieren beaufsichtigte Teenager.

Hinter der Kontrollstelle ging es um eine Ecke, und da war sie: die Kaserne, die zwanzig Jahre lang nur in einem Winkel meines Kopfs existiert hatte. Die Ziehharmonika, die Schlangenhaut der Weltgeschichte, Eisensteins Kinderwagen, dieser «verlassene Gedächtnisort», wie ich sie in meinen Exposés nannte. Da lag die Kaserne also in einem klaren, noch winterlichen Licht vor mir – ein verschnörkeltes, behagliches Landhaus. «Sind hier wirklich die Ceausescus erschossen worden?», fragte ich. Ich hatte eine Art Reichskanzlei, einen düsteren Führerbunker erwartet. Die Pressesprecherin der Einheit nickte und scharrte freundlich mit ihren Cowboy-Stiefeletten. Ein Handy klingelte, ein Soldat kicherte. Ich war enttäuscht.

Auch drinnen war alles auf deprimierende Weise banal. Enthistorisiert. Meiner Vorstellung entfremdet. Das Zimmer, in dem die Ceausescus verurteilt worden waren, war nicht einmal halb so gross wie erwartet. Die Ecke, in der die beiden hinter ihrem Tischchen gesessen hatten, roch staubig, nicht nach dem sprichwörtlichen Abfallhaufen der Weltgeschichte, sondern eher nach einem aussterbenden Handwerk. «Ceausescu hat ursprünglich Schuhmacher gelernt», informierte

mich mein Dolmetscher, «er war ein sehr einfacher Mensch». Und so ging es weiter: kleinbürgerlich, behaglich. Der Flur, durch den das Diktatoren-Paar in den Tod gegangen war, war zu hell für meinen Geschmack, die Tür zum Hof klemmte. Draussen piffen die Vögel und das Schmelzwasser tropfte von den Dächern.

An der Erschiessungsmauer schliesslich standen zwei billige Grabkerzen, als wäre hier bloss irgendeine Grosstante umgekommen. Ich rauchte eine Zigarette und erkundigte mich bei der Pressesprecherin nach ihren Erinnerungen an die Revolution – sie hatte keine, das Thema war in der Schule nicht behandelt worden. Wir sprachen also über die Krise, die dabei war, Rumäniens Wirtschaft endgültig zu ruinieren und warteten auf General Kemenice, den ehemaligen Kommandanten der Kaserne.

Gesprächiger General

Vielleicht lag es nur daran, dass die Sonne bereits tiefer stand. Vielleicht kehrte aber auch die Geschichte, die schwerfälliger arbeitet als der touristische Blick, erst nach einigen Stunden in die Kaserne zurück. Und möglicherweise war es nur General Kemenices Kleidung, der mit Pelzmütze und hochgeschlossenem Wintermantel an Ceausescu erinnerte. Mit dem Erscheinen des ehemaligen Kommandanten jedenfalls begann Targoviste endlich jene ominösen, verwirrenden Untertöne auszusenden, für die ich hierher gefahren war.

General Kemenice war ein gutaussehender Rentner, der nach jedem Satz zu meinem Dolmetscher sagte: «Übersetzen Sie wörtlich!» Er hatte sich verständlicherweise vorgenommen, uns für

General Kemenice imitierte Stimmen, riss sich die Mütze vom Kopf, stellte sich dämonisch ins Gegenlicht und sprach mit wässrigen Augen.

dumm zu verkaufen, uns die altbekannten Geschichten von Ceausescus üblem Charakter und dem Kampf des Militärs gegen die Securitate zu erzählen. Aber der General war zu unserem Glück aus jenem emotionalen Material gemacht, aus dem viele Rumänen hergestellt sind: eine Art Lada, der langsam anläuft und dann nicht mehr zu stoppen ist, der «wir haben fünfzehn Minuten» sagt, um dann vier Stunden lang durch eine sehr private Version der Weltgeschichte zu rasen. Nach einigen Präliminarien imitierte Kemenice Stimmen, riss sich die Mütze vom Kopf, stellte sich dämonisch ins Gegenlicht, sprach mit wässrigen Augen von Angst, Befehlsnotstand und «Angriffen von allen Seiten». Drei Tage lang waren die Ceausescus in Targoviste eingesperrt gewesen, drei Tage lang hatte Kemenice aus Bukarest keine eindeutigen Befehle erhalten.

Die Kaserne war klein, und der Kommandant war seinem Diktator in diesen Tagen offensichtlich sehr nah gekommen: Aus Ceausescu, dem verbohnten Stalinisten, dem politischen Idioten,

dem zum byzantinischen Götzen versteinerten Schuhmacher wurde in Kemenices Geschichte ein genialer Staatsmann, der Jimmy Carter die Hand geschüttelt hatte und von der englischen Queen zum Ritter geschlagen worden war, wurde der Mann, der Moskau eine lange Nase gedreht hatte. Aus dem roten Dracula wurde der Tito der Karpaten, der Verteidiger Grossrumäniens und Lazarus der Machtlosen.

Zwei ungleiche Rumänien

«Er ging wie ein sozialistischer Held in den Tod», sagte der Kommandant vor der Erschiessungsmauer. Er dachte einen Moment nach. «Ihr hattet Hitler, wir hatten ihn», sagte er dann. «Wer wird in zehn Jahren noch von seinen Verbrechen reden?» Als er mein gequältes Lachen sah, fügte er mit sanfter Stimme hinzu: «Ihr hattet Bismarck. Bismarck, ja, Ceausescu war unser Bismarck. Sie kennen doch Bismarck?»

Nur fotografiert werden wollte er nicht vor der Mauer. Wir schossen unser Erinnerungsbild draussen vor der Kaserne, die schicksalhaft im späten Licht stand. «Diese alten Leute», sagte die Pressesprecherin unbestimmt, als wir uns vom Kommandanten verabschiedeten. Wir waren endlich angekommen in Ceausescus Welt.

Es wäre zu einfach, den Rumänen fehlende Vergangenheitsbewältigung vorzuwerfen. Es ist nur so, dass es zwei Rumänien gibt. Im ersten läuft die Zeit schnurgerade wie im Geschichtsbuch, es werden Massengräber entdeckt, Seminare abgehalten, ehemaligen Securitateleuten das Leben schwer gemacht (immerhin einigen wenigen) und dokumentarische Theaterstücke produziert. Dieses erste Rumänien gründet Untersuchungskommissionen und dreht Filme wie «Vier Monate, drei Wochen, zwei Tage». In diesem Rumänien tragen die Pressesprecherinnen Cowboy-Stiefeletten. Es ist in Cannes und Brüssel präsent.

Das andere Rumänien, das Rumänien Kemenices, liegt in einem Reich, in dem die Zeit aufgehoben scheint. Fakten haben hier wenig Bedeutung, und nur Dummköpfe würden glauben, was in den Geschichtsbüchern steht. «Man kann den Daumen von vorne anschauen oder von hinten», pflegten meine Gesprächspartner zu sagen, «und beide Male sieht er anders aus.» Es ist jenes pseudo-dialektische Traumland, in dem das Gegenteil immer auch wahr ist. Es ist das Land, in dem zwar Leute deportiert wurden, aber man sich umsonst die Zähne ziehen lassen konnte und die Wörter «Freiheit» oder «Widerstand» noch eine Bedeutung hatten.

Don Quijote der Wende

Wie sich in den folgenden Tagen herausstellte, in denen ich weitere Generäle, einen Soldaten aus dem Erschiessungspeloton, Intellektuelle, Kommunistenjäger, Künstler, Revolutionäre und Ceausescus halbwahnsinnig gewordenen Pflichtverteidiger traf, war Ceausescu keineswegs «ein sehr schwieriges Thema», wie mich die Leiterin des Bukarester Goetheinstituts gewarnt hatte. Er war aber auch nicht zur Pop-Ikone geworden. Ceausescu lebte einfach in den Köpfen weiter, quasi als Pensionär und ohne grosses Aufsehen von sich zu machen, so wie Millionen anderer rumänischer Pensionäre auch, die mit dem Kapitalismus nicht so richtig zu Rande kommen.

Ceausescu war der Don Quijote der Wende, der traurige Witz, den sich Rumänien geleistet hatte, das misslungene Wendemanöver. Seine schlecht gefärbten Haare, sein Provinzrumänisch, sein pathetisches Gefuchtel, seine kleinbürgerliche Liebe zu allem Grossen, sein Ungarnhass, sein völliger Mangel an Perestroika-Chic und Wirklichkeitssinn schienen im globalisierten Rumänien etwas Romantisches, fast Subversives bekommen zu haben. Der kleine Mann vom Land stolperte durch hundert Verlierer-Geschichten und war anwesend im unverhohlenen Stolz auf den Bukarester Volkspalast, er spukte in den Gehirnen der alten Leute genauso wie in jenen der jungen Sensationsreporter und modelnden Import/Export-Kaufleute, mit denen ich abends Bier trank – ein eher lustiges Gespenst, ein grotesker Versuch zur nationalen Grösse, die typische, nicht ganz ernst gemeinte Retro-Phantasie eines Landes, das sich von der modernen Welt verkannt fühlt.

Elena war und blieb eine Hexe, Elena bekam keine zweite Chance. Sie war nach wie vor die düstere Figur, die ich aus dem Fernsehen kannte, humorlos und ehrgeizig. Sie war nicht als Heldin gestorben, sie hatte vor der Erschiessungsmauer nicht die Internationale gesungen, sondern «Schert euch zum Teufel!» gerufen und sich, wie der Soldat behauptete, «in die Hosen gemacht» – ein sehr wirkungsmächtiges Zerrbild der Misogynie, denn bis heute gibt es keine Frauen in der rumänischen Politik. «Nie wieder habe ich ein menschliches Wesen, nein: irgendein Wesen getroffen, das so kalte Augen hatte», erzählte mir eine Schauspielerin, die ihr als Kind bei einem öffentlichen Empfang einen Witz vortragen musste. Wo Elena war, lag Unheil in der Luft, sonst nichts.

«Wir hatten wenig, fast gar nichts», sagte mein Dolmetscher einmal, «aber unser Nachbar hatte auch nicht mehr. Wir hatten zwei Ziegen, er hatte zwei Ziegen. So waren alle gleich unzufrieden.»

Ein durchgeknallter Duttweiler

Nicolae Ceausescu dagegen war der hochgehaltene Daumen, der trotz allem irgendwie «menschlich» war. Ende der Neunziger war er in einer Meinungsumfrage zur zugleich beliebtesten und unbeliebtesten Figur der rumänischen Geschichte gewählt worden. Man muss sich dieses Ergebnis nicht als statistische Verteilung irgendwelcher Meinungen vorstellen, sondern eher als halb unbewussten Einerseits/Andererseits-Effekt. In meinen Gesprächen konnte sich Ceausescu jederzeit in Nebensätzen und «objektiven» Bemerkungen zum Gottlieb Duttweiler Rumäniens mauern, ganz egal, mit wem ich sprach. Ein völlig durchgeknallter Duttweiler, sicher. Ein Duttweiler, der den Genossenschaftsgedanken, nun ja, etwas zu weit getrieben hatte.



Kommandant Kemenice vor der Kaserne, in der Elena und Nicolae Ceausescu der Prozess gemacht wurde.

Aber hatte er nicht an den Kommunismus, hatte er nicht immerhin an irgend etwas geglaubt? War Rumänien 1989 nicht immerhin schuldenfrei gewesen? Wer hatte Rumänien denn davor bewahrt, wie die Ukraine zur Kornkammer der Sowjets zu werden, wenn nicht er? Dieses «aber» und dieses «immerhin», diese sympathische, post-ideologische Nebensatz-Existenz Ceausescus erstaunte mich. Und doch verstand ich die Anziehungskraft, die von ihm ausging, diese fast heroische Aura eines Messias der totalen Mittelmässigkeit, der sich selbst, den Langweiligsten aller Langweiler des kommunistischen Systems, zum Gott erhoben hatte. «Wir hatten wenig, fast gar nichts», sagte mein Dolmetscher einmal, «aber unser Nachbar hatte auch nicht mehr. Wir hatten zwei Ziegen, er hatte zwei Ziegen. Am Abend kam eine Rede von Ceausescu im Fernsehen, und dann gingen die Lichter aus. So waren alle gleich unzufrieden.»

Dummkopf oder Professor

Doch ich komme von meinem Thema ab: dem Prozess. Der Revolution. Wie gesagt, ich traf noch Dorin Carlan, den Fallschirmjäger, der die Ceausescu erschossen hatte und dann auf Nicolae sitzend mit den beiden Leichen zurück nach Bukarest geflogen war. Elena hatte er, da sie sogar nach der Erschiessung noch böse zuckte, vorher «ein paar Mal in den Kopf geschossen». Ich schaute bei Marius Oprea vorbei, dem berühmtesten Kommunistenjäger Rumäniens, dessen Familie sich im Schwarzwald versteckt und der sich neuerdings in Miami als Starlet des Anti-Fidelismo feiern lässt. Ich war bei Iliescu zu Besuch, dem ewig lächelnden, maohaften ersten Präsidenten des Nach-Ceausescu-Rumäniens.

Ion Caramitru, der Vorzeigerrevolutionär und heutige Leiter des Nationaltheaters, erzählte mir mit donnernder Stimme einige Räuberpistolen aus den ersten Tagen der Revolte, als das Fernsehen gekapert worden war und die Schiessereien in den Strassen losgingen. Ich traf Schauspieler, Fernsehleute und sogenannte Spezialisten, ich sass mit der Dichterin Ana Blandiana zusammen, die nach der Wende aufgehört hatte, Gedichte zu schreiben und lieber über 1968 sprechen wollte als über 1989.

Oft ergab es sich, dass ich morgens einen reich gewordenen Altstalinisten, mittags einen

verbitterten Dissidenten und nachmittags eine aufstrebende, in Obama verliebte Kommunistenjägerin traf – nur um abends mit einem verkappten Rassisten, der an die Theorie der «6000 russischen Touristen» glaubte, die die Revolution ausgelöst hätten, ein Gulasch zu essen. Erzählte ich ihnen von den anderen, so lachten sie mir ins Gesicht:

«Das sind Dummköpfe.»

«Nun ja, einer war immerhin Professor.»

«Ich bin auch Professor. Und ich war zweimal Kulturminister. Wieviel haben Sie ihm gezahlt?»

«Nichts. Ich habe kein Geld.»

«Der Dummkopf! Aber Sie haben gut daran getan, ihm nichts zu zahlen. Er lügt nämlich. Ich habe in einem Buch nachgewiesen, dass er lügt.»

Ich sprach also tagelang mit Dummköpfen, und schliesslich begann ich sogar in meinen Träumen Interviews zu führen, wirre theoretische Gespräche, in denen Ziehharmonikas, hochgehaltene Daumen, aus Hubschraubern stürmende Fallschirmjäger und Schlangenhäute vorkamen. An einem freundlichen Morgen etwa in der Mitte meines Rumänienaufenthalts fuhr ich ins Hochsicherheitsgefängnis Jilava, um dort General Stanculescu zu treffen. Vielleicht sollte ich zum Schluss noch davon berichten.

General mit Sinn für Slapstick

Revolutionen, richtige Revolutionen sind banal, sie beginnen wie die Seitensprünge in den alten Büchern. Zuerst wären da die enttäuschte Ehefrau – das Volk – und ihr Liebhaber: im Fall Rumäniens Ion Iliescu. Der Diktator, der die undankbare Rolle des gehörnten Ehemanns zu spielen hat, droht zuerst, dann bettelt er und flieht. Es folgen die goldenen Tage der Euphorie, der Befreiungsreden, der hochgereckten Fäuste, der ziellos herumrasenden Autos, der weinenden Männer und der Blumen in den Gewehrläufen. Anarchie bricht aus, und der Liebhaber muss zum ersten Mal streng werden. Ein neuer Ehevertrag wird aufgesetzt. Das Volk, das eigentlich gar keine zweite Ehe beabsichtigt hat, fühlt sich betrogen. Und alles endet mit dem Tod des Ehemann-Diktators.

Was nun General Stanculescu angeht, so spielte er in dieser Komödie eine eher unrühmliche Rolle: die des besten Friends des Ehemanns. Nachdem sich der Innenminister angesichts der



Fallschirmjäger Dorin Carlan: Elena Ceausescu habe sogar nach der Erschiessung noch böse gezeugt.

aussichtslosen Lage erschossen hatte, machte ihn Ceausescu zum Oberbefehlshaber der Armee. General Stanculescu – «das allergrösste Arschloch», wie ihn der Regisseur Andrei Ujica unfreundlicherweise nennt, aber sicher kein Dummkopf und mit einem gewissen Sinn für Slapstick begabt – klebte sich, um nicht mit den Ceausescus fliehen zu müssen, einen falschen Gipsverband ans Bein. Dann arrangierte er sich mit Iliescu. Als er am Nachmittag des 25. Dezember in Targoviste eintraf, um den Prozess zu organisieren, soll Ceausescu aufgeatmet haben. Erst wenige Minuten vor seinem Tod erkannte er das Ausmass des Verrats. Stanculescu selbst war die Sache sichtbar unangenehm. Auf den Prozessaufnahmen sieht man, wie er konzentriert auf den Tisch starrt und Papierschiffchen faltet.

Frank Sinatra Rumäniens

Doch sein Verrat sollte sich für Stanculescu nur bedingt auszahlen. Sein Leben nach der Revolution gleicht einer jener amerikanischen High-Society-Serien aus den Achtzigern. Je nach politischer Lage war Stanculescu Minister, Konzernchef, Ölhändler oder freiberuflicher Gigolo im Istanbul Exil. Dummerweise hatte er, bevor er zu Iliescu übergelaufen war, noch einige Dutzend Demonstranten erschiessen lassen – eine Tatsache, die ihm die auf Iliescu folgende Regierung nicht zu verzeihen bereit war. Im letzten November wurde er schliesslich zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt und nach Jilava gebracht, dem berüchtigten Gefängnis ausserhalb Bukarests, in dem unter anderem der Hitler-Kollaborateur Antonescu hingerichtet worden war. Und obwohl seine Frau im Verlauf dieser Ereignisse Suizid begangen hatte, obwohl er «an allen Ecken und Enden krank» war, wie mir der Gefängnisdirektor erzählte, war Stanculescu nicht der Mann, mit dem man Verstandnis hätte haben können.

Trotzdem: Der Besuch bei General Stanculescu war charmant. Wie üblich war eine Stunde geplant, aber es wurden fast fünf daraus. Vielleicht lag es daran, dass ich es unterdessen aufgegeben hatte, die Wahrheit zu erfahren, dass ich nur noch zuhören wollte. Hätte ein gnädiger Ton-techniker einen Soulsong eingespielt, so hätte man aus meinem Besuch in Jilava einen hübschen Clip produzieren können. Da waren, als Opener, die

Sicherheitsschleusen, die Passkontrollen, die bulligen Polizisten und langen Flure. Da war die Pressesprecherin, die mir zur Begrüssung erzählte, ihr Name würde auf Englisch «Ass» bedeuten (ich nehme an, sie meinte «Ash»). Da war der adrette Gefängnisdirektor, der uns auf die baulichen Verbesserungen seit Antonescus Tagen hinwies. Da war der «Club», scheinbar der Freizeitraum der etwas besser gestellten Gefangenen, in dem wir unsere Kamera aufbauten. Und schliesslich war da der General selber: Ein sorgfältig gekämmter Herr um die achtzig, der goldene Bowlingschuhe trug. Ein Frank Sinatra Rumäniens.

Vodka an Weihnachten

Stanculescus Aussagen waren präzise, abgesehen natürlich von der Sache mit den toten Demonstranten. Er hörte sich meine Fragen geduldig an, es war sein erstes Fernsehinterview seit seiner Verurteilung, und doch konnte man sehen, dass er sein ganzes Leben lang von Aufmerksamkeit verwöhnt worden war. Iliescu hatte er zum ersten Mal auf einer künstlerischen Soirée im September 1989 getroffen. An dem Abend trug Ion Caramitru Gedichte des rumänischen Nationalhelden Eminescu vor, sehr pathetisch und ein bisschen zu laut, wie es eben seine Art ist. Am Ende schrie Caramitru «Help!» ins Publikum – «ein Weckruf an Rumänien», wie er mir erzählte – aber da flanierten Stanculescu und Iliescu bereits im Foyer und unterhielten sich über Organisatorisches.

«Warum haben Sie später, im Dezember, die Macht nicht selbst übernommen?»

«Ich habe darüber nachgedacht. Aber dann sagte ich mir, dass die Rumänen wohl keine Lust auf eine Militärdiktatur hatten. Iliescu war der richtige Mann.»

«Und wie sind Sie auf die lustige Idee mit dem Gipsverband gekommen?»

«Das war eine Idee meiner Frau. Ich sagte dem Arzt, er solle den Verband bis übers Knie machen, so sah es echter aus. Ceausescu war sehr betrübt. Er sagte: Victor, gerade jetzt musst du dir das Bein brechen! Er tat mir leid.»

«Er tat Ihnen leid?»

«Als Mensch, ja.»

«Wie haben Sie sich in Targoviste gefühlt?»

«Als ich in die Kaserne kam, ging ich zuerst ins Zimmer des Kommandanten. Sie müssen sich

vorstellen, es war Weihnachten. Der Kommandant trank gerade eine Flasche Vodka. Ich nahm die Flasche und wusch mir damit die Hände.»

«Fühlten Sie sich schuldig?»

«Nein. Das ist nur eine alte rumänische Weihnachts-Tradition.»

«Und dann, im Prozessraum? War Ihnen das unangenehm?»

«Natürlich. Aber ich bitte Sie zu beachten, dass ich nur mit der Organisation beauftragt war. Das Urteil haben andere gefällt. So war es auch bei dieser anderen Sache, die mir zur Last gelegt wird.»

«Sind Sie zu Unrecht im Gefängnis?»

Stanculescu lachte freundlich. «Ach, es ist absolut gleichgültig, ob ich hier bin oder woanders.» Er legte den Papierstapel beiseite, auf dem er Zitate und Daten aufgeschrieben hatte.

«Wollen Sie die Wahrheit kennen?», fragte er.

«Ja, gern.»

«Einige Leute wollen mich dafür bestrafen, dass ich den Prozess gegen die Ceausescus organisiert habe. Das ist die Wahrheit. Alles andere...» Er brach ab und machte eine kurze Pause. «Ich werde ein Buch darüber schreiben.»

Geschäftstüchtiger Schwiegersohn

Als wir einige Stunden später wieder durch die Sicherheitsschleusen kamen und die Polizisten unseren Kofferraum öffneten, stellte ich mir vor, wie der alte Mann zusammengekrümmt hinten lag, zwischen dem Warnkreuz und dem Sanitätskasten, immer noch in den goldenen Bowlingschuhen. Unwillkürlich musste ich lachen: Stanculescu hatte in einer Welt der Wunder gelebt, er hatte sich die Weltgeschichte durchs Haar blasen lassen, er hatte Ministern mit der Pistole gedroht, er hatte Ceausescu verraten und seine Hände in Unschuld gebadet. Aber jetzt war das Spiel aus. Rumänien war mit dem EU-Beitritt und der Immobilienkrise beschäftigt. Der Fallschirmjäger Carlan bewarb sich um den Posten des Staatssekretärs für Revolutionsfragen. Iliescu war im Ruhestand. Die Welt war nach wie vor korrupt und grausam, aber sie wurde doch normaler, kapitalistischer, von Tag zu Tag. Es war nicht mehr nötig, mit Pistolen zu drohen oder sich Gipsverbände anzukleben.

Wir waren schon fast wieder in Bukarest, als eine Meldung im Radio kam. Ein Schwiegersohn Ceausescus hatte sich, rechtzeitig zum zwanzigjährigen Jubiläum, die Rechte am Namen seines Schwiegervaters gesichert. Jede In-Bar, jeder T-Shirt-Hersteller, jeder Filmemacher, der am düsteren Ruhm der Ceausescus teilhaben will, muss in Zukunft Prozente an ihn zahlen. «Das ist kein Dummkopf», sagte mein Dolmetscher grosszügig. «Das ist ein wirklich intelligenter Mann. Er wird sehr reich werden.»

Die Schlange war fort, jetzt wurden die Häute verkauft. Die Ziehharmonika spielte wieder zum Tanz auf, neue Lieder für neue Karrieren. Tatsächlich, es war absolut gleichgültig, was aus General Stanculescu wurde.

Milo Rau, 1977, ist in St. Gallen aufgewachsen und arbeitet in Berlin als Leiter des «International Institute of Political Murder» an der Theater- und Filmproduktion «The Last Hour of Elena and Nicolae Ceausescu». Sie wird im Winter 2009/10 in Deutschland, Rumänien und der Schweiz zu sehen sein. Mehr Infos: www.international-institute.de